

Christiane Maria Völkner

EDITION  
THERAPEUTEN.DE

# Wenn der letzte Koffer weg ist

Meine Reise durch den unteren Himmel



PDF-BOOKS



Christiane Maria Völkner

# Wenn der letzte Koffer weg ist

Meine Reise durch den unteren Himmel

...jetzt spreche ich...

...die Geschichte, die ich hier niedergeschrieben habe, basiert auf wahren Begebenheiten, jedoch sind die Namen zum Schutze der Personen verändert worden. Auch habe ich manche Szenen kreativ umgestaltet, damit die Geschichte für den Leser im Fluss bleibt...

...was ich erlebt habe, ist weder gut noch schlecht, es ist wie es ist, und deshalb ist es in der göttlichen Ordnung...

Copyright 2005 by Christiane Maria Völkner

## Vorwort

Ende der Achtziger Jahre habe ich Christiane Maria Völkner in einer Atemtherapie-Ausbildung kennen gelernt. Schon damals war ich fasziniert von ihrer geerdeten Spiritualität sowie ihrem therapeutischen Können und Wissen.

Nach mehr als 15 Jahren sind wir uns anlässlich eines Kollegen-Treffens der Rebirther wieder begegnet. Christiane erzählte mir, wie es ihr in der Zwischenzeit ergangen war. Dabei erfuhr ich auch die spannende Geschichte, die sie in diesem Buch erzählt. Nachdem ich das Manuskript gelesen hatte, bot ich ihr spontan meine Unterstützung an, einen passenden Verlag für die Veröffentlichung des Buches zu finden. Die darin enthaltene Botschaft war zu wertvoll, um in der Schublade liegen zu bleiben.

Mit Erscheinen dieses Buches ist der Kreis, der mich mit Christiane Maria verbindet, wieder geschlossen. Mittlerweile habe ich sogar die von ihr begründete Heil-Channeling-Ausbildung absolviert und bin davon begeistert, mit welcher Erdverbundenheit sie dieses spirituelle Thema vermittelt. In jedem Augenblick ist spürbar, dass sie die Kraft, die sie in ihrem Buch beschreibt, auch wirklich lebt. Ihre Erfahrungen haben ihr die Weisheit und Stärke verliehen, anderen zu zeigen, wie man durch Mut und Klarheit zu sich selbst stehen und dabei die Wünsche des Herzens realisieren kann.

Ralf Lieder

Herausgeber des Portals [www.therapeuten.de](http://www.therapeuten.de)

## Inhaltsverzeichnis

1. Ein Bett oder gar nichts
2. Völlig verhext
3. Ganz unten
4. Hoffen auf etwas Glück
5. Im Kreise der Lieben
6. Männer zeigen Zähne
7. Eine verpasste Chance
8. Die Magie des Geldes
9. Mord mit dem Messer
10. Einiges kommt ins Rollen
11. Besitzergreifende Lügen
12. Es soll Liebe sein
13. Die große Beichte
14. Ein einziger Irrtum
15. Der Absprung

## Zur Autorin

**Christiane Maria Völkner**  
Spirituelle Trainerin

### Biographie in Stichworten:

1946 in Heidelberg geboren

Kaufmännische Ausbildung

Ausbildung zur Atemtherapeutin, Institut für ganzheitliche integrative Atemtherapie

Umfangreiche Fortbildungen in Energie- und Bewusstseinsarbeit

Intensive Zusammenarbeit mit Ärzten und Therapeuten

Forschungsarbeiten über Zellverjüngung

Channel-Medium, geistige Heilerin, spirituelle Therapeutin

Begründerin und Leiterin der Energie-Ausbildung „Heil-Channeling“.



### Ausführliche Biographie

Ein Meilenstein auf meinem spirituellen Lebensweg vollzog sich während einer Krankheit im Jahre 1978. Inmitten meiner Heilungskrisen machte ich tiefgreifende transzendente Erfahrungen.

Ich lernte, dass jede Schöpfung ein Teil des Großen Ganzen war. Alles war gut - im Kosmos gab es keine Wertung. Gott, als Quell unendlicher Liebe durchflutete die gesamte Existenz. Mir wurde bewusst, dass auch ich ein Teil der unermesslichen Liebe Gottes war. Während ich das erlebte, gab mir ein Engel zu verstehen, dass ich die Wahl hätte, ob ich hier oben im Kosmos bleiben oder zur Erde zurückkehren wollte. Als ich meinen Körper auf der Erde sah, empfand ich so viel Liebe, dass ich gerne meine Rückreise antrat. Sanft glitt ich zur Erde zurück.

Dieses Erlebnis erfüllte mich unendlich. Neue Kraft und Energie durchflutete sowohl meinen Körper, wie auch mein Fühlen und Denken. In kürzester Zeit veränderte sich mein gesamtes Bewusstsein. Ich bekam Zugang zu meinen medialen Fähigkeiten. So wie man telefoniert, konnte ich plötzlich mit Gott reden. Der behandelnde Arzt im Krankenhaus meinte, dass ich mich mit meiner inneren Kraft selbst geheilt hätte.

Nach dieser Heilung folgten Jahre der inneren Befreiung. Ich wanderte nach Spanien aus. Wollte mich selbst verwirklichen, eine Daseinsform finden, um meine Spi-

ritualität leben zu können. Meinen Lebensunterhalt verdiente ich mit Deutsch-Unterricht an einer Sprachschule, später verkaufte ich selbstgefertigte Stricksachen an die Boutiquen. Ich lernte unterschiedliche Menschen kennen, viele waren Künstler, die sich an diesem wundervollen Fleck Spaniens niedergelassen hatten. Wir trafen uns am Strand oder auch abends in den Bars. Für mich war das Leben inspirierend und schön. Andererseits suchte ich nach Ausdrucksformen meiner Spiritualität. Mein Inneres schrie nach geistiger Erfüllung.

Als ich Bernd begegnete, lebte ich bereits vier Jahre in Spanien. Wie er mir erzählte, gönnte er sich gerade eine Auszeit an der Costa Blanca. Er leitete in Düsseldorf ein eigenes Reiki-Zentrum. Kurz vor seiner Heimfahrt fragte er mich: „Willst du mit nach Düsseldorf kommen“? Weil ich verliebt war, begleitete ich ihn. Dann nahm das Schicksal plötzlich einen neuen Kurs. Wir haben in Düsseldorf geheiratet. Welch ein aufregendes Abenteuer. Natürlich hatte mich Bernd in alle Reiki-Grade eingeweiht. Zur gleichen Zeit lernte ich auch Rebirthing kennen – eine Atemtechnik aus der Yoga-Tradition. Ich war hellauf begeistert von dieser Therapie und meldete ich mich direkt bei der Schule für Ganzheitliche Integrative Atemtherapie an. Drei spannende Lehrjahre folgten, in denen ich mich tief mit mir auseinander setzen durfte. Vor allen Dingen lernte ich auf vielfältige Weise, den Atem als Werkzeug zur seelischen Befreiung einzusetzen. Einige Zeit nach dieser Ausbildung begegnete ich einem hell-sichtigen Arzt aus Arizona. Er bot eine Energie-Ausbildung in Düsseldorf abhielt. Jetzt noch mal auf andere Weise Heilen lernen, das war absolut spitze. Ich überredete Bernd, mit zu machen. Wir beide waren ein richtiges Traumpaar, einfach unzertrennlich. Gemeinsam lernten wir Energien zu scannen und energetisch zu heilen. Immer deutlicher spürte ich, dass Energiearbeit meine Berufung und mein Lebensinhalt war.

Im Jahre 1992 ging ich mit meinen Fähigkeiten in die Öffentlichkeit. In einer esoterischen Buchhandlung in der Altstadt von Düsseldorf veranstaltete ich meine ersten öffentlichen Gruppenabende. Meine Bekanntheit als Medium wuchs.

Düsseldorf war für mich der Ort des spirituellen Erwachens. Im Grunde genommen habe in diesen zwölf Jahren nichts anderes getan, als mich mit Metaphysik zu beschäftigen und spirituelle Höhen zu erklimmen. Dann wandte sich Bernd plötzlich einer anderen Frau zu. Es war fürchterlich und auch so unerklärbar. Seit dieser Zeit dachte ich jetzt oft an Spanien zurück. Weil ich Spanien noch nicht wirklich losgelassen hatte, entschloss ich mich eine Weile später, nach Andalusien zu ziehen. Hier wollte ich von vorne anfangen, meinen Lebensunterhalt durch mediale Beratungen verdienen. Einige Monate später lernte ich dort einen spanischen Arzt kennen, der mir spontan eine freiberufliche Zusammenarbeit in seiner Praxis anbot.

Im Laufe der Zeit eroberte ich mir mit meinen heilerischen und seherischen Fähigkeiten diesen Teil der Küste. Sogar das Fernsehen bot mir an, im Regionalprogramm regelmäßige mediale Beratungen zu geben. Später gehörte auch die Geschäftswelt zu meinen Kunden, - meine medialen Coachings waren sehr gefragt.

Mit meinem ansteigenden Erfolg tauchten jedoch unerwartete Probleme auf. Hinter vorgehaltener Hand bekam ich mit, dass Spaniens Küste maffiaähnlich organisiert

ist. Wer im Geschäft bleiben wollte, musste „mitspielen“. Wer sich weigerte, musste verschwinden.

Was sollte ich tun? Es war klar, dass ich mir selbst treu bleiben wollte. Keiner Organisationen beitreten, die mir innere Unfreiheit abverlangte. Doch der Preis für meine Freiheit war hoch. Ich wurde gemieden. Auch meine Kunden blieben nach und nach aus. Die Folge davon waren finanzielle Verluste. Sogar meine Wohnung wurde aufgebrochen. Man wollte mir zeigen, dass ich kontrollierbar war. Die Angst saß mir täglich tiefer im Nacken.

So kehrte ich nach 20 Jahren in meine Heimatstadt Heidelberg zurück. Als ich erfuhr, dass meine Familie nichts mit mir zu tun haben wollte, stürzte endgültig eine Welt für mich zusammen. Niemand wollte mir finanziell zur Seite stehen. In Düsseldorf konnte ich mich aus Scham nicht melden. Ich war in einer Sackgasse gelandet. Das Unvorstellbare wurde Wirklichkeit - der Weg ins Obdachlosenheim. Unfassbar! In meiner eigenen Heimatstadt befand ich mich plötzlich im Abseits. Die Behörden wollten mir weismachen, dass ich mein Leben vertan hätte. Weil ich keinen festen Wohnsitz in Deutschland hatte, wurde ich als Pennerin abgestempelt. Was für Gesetze herrschten hier! Ohne Computerkenntnisse, gab es kaum Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Zu viele Arbeitslose. Ich sah keine Möglichkeit, zurück in den normalen Alltag zu finden. Damals war ich 53 Jahre alt. Dass ich eine erfolgreiche Heilerin war, interessierte niemanden. Die Leute behandelten mich so, als hätte ich noch nie irgendetwas in meinem Leben geleistet. Ich war irritiert, hilflos, verstand die Welt nicht mehr. Womit hatte ich das verdient?

Es dauerte Wochen, bis ich mich damit abfand, nicht mehr zum normalen Leben dazu zu gehören. Ich begann jetzt robuster zu werden, legte mein Selbstmitleid ab. Forsch stapfte ich durch die tristen Gänge des Heimes. Wie Harry Potter musste ich eine unsichtbare Pforte entdecken, die mich wieder ins normale Leben führte. Auch an Nelson Mandela dachte ich, und dass wir Menschen alle eine unermessliche innere Kraft in uns hatten. Darauf konzentrierte ich mich.

Manchmal empfand ich die Realität des Obdachlosenheims auch unwirklich. Ich kam mir vor, wie in einem eigenen Kinofilm. Das half mir, die Sache mit Abstand zu betrachten. Als ich wieder bereit war, Gespräche mit Gott zu führen, entdeckte ich, dass meine Obdachlosigkeit auch einen Sinn hatte. Das Leben stellte mich vor eine Prüfung. Ich sollte beweisen, dass ich den Glauben an mich selbst aufrecht halten konnte, auch wenn ich verachtet wurde, chancenlos war, ohne Geld und Freunde. Ironisch prägte ich den Begriff „unterer Himmel“.

Es dauerte lange, bis sich neue Tore zurück in die Welt öffneten. Wunder geschahen.

Heute habe ich meine Ängste gegenüber Ausgrenzung aufgelöst. Habe viele Identifizierungen losgelassen, wurde authentischer. Die Quintessenz meiner Erfahrungen ist, dass ich weder Licht noch Schatten bin, sondern einfach nur menschliches Sein. Diese Erkenntnis konnte ich wirklich nur innerhalb von Grenzerfahrungen finden.

Inzwischen habe ich mir wieder eine eigene Existenz aufgebaut, direkt in meiner Heimatstadt. Kaum zu glauben, aber ich arbeite wieder erfolgreich als Medium, habe sogar eine eigene Energie-Ausbildung kreiert. Meine Klienten kommen aus ganz Deutschland angereist. Viele Ärzte und Heilpraktiker arbeiten inzwischen nach meiner Methode.

Durch meine Erfahrungen des Mangels kann ich Menschen helfen, Ängste und Hoffnungslosigkeit zu überwinden, neuen Mut zu fassen, um wieder durchzustarten, wenn das Leben die Schollen unter den Füßen wegzieht.

Wenn ich durch die Strassen von Heidelberg gehe, glauben die einen, dass ich eine ehemalige Pennerin sei, die anderen sehen in mir eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Wenn ich mich selbst betrachte, so finde ich die eine Sicht genauso richtig wie die andere, alle Erfahrungen sind in der göttlichen Ordnung...

...mit diesem Buch habe ich begonnen zu reden, damit das Licht auch in die Schatten des Abseits leuchtet...

## 1. Ein Bett oder gar nichts

„Ich bin wieder da.“

„Was willst du?“ Die Stimme meiner Schwester klang kalt. Ein Eisschrank verströmte dagegen sommerliche Temperaturen.

„Ich brauche einen Platz zum Wohnen, jemand, der mir über die ersten Tage hinweghilft. Kann ich zu dir kommen?“

„Nein.“

„Bitte.“ Ich schwitzte, meine Haare klebten an der Ohrmuschel. Am anderen Ende der Telefonleitung hört ich nicht einmal ein Atmen. Richtig beschissen fühlte ich mich.

„Du bist meine Schwester. Ich bin in der aller größten Not.“ Sämtliche mobilisierbaren Endorphine rasten durch meinen Körper, ich stand unter großem Stress. Konnte Martina so hart sein?

„Wenn du kein Geld hast, dann geh doch putzen. Die türkischen Frauen machen das auch.“

Ich begann zu weinen.

„Am besten suchst du einen Psychologen auf, wenn du Probleme hast,“ sagte sie mit einer arroganten Stimme.

Damit war für sie die Sache erledigt. In ihren Augen hatte ich nichts weiter als einen harmlosen Schwächeanfall. Für solche Fälle gab es schließlich einen Arzt.

„Du weißt genau, dass es darum nicht geht. Ich brauche eine Unterkunft, um eine Arbeit zu finden.“ Ich stützte mich gegen die vibrierende Plastikwand der Telefonzelle, und wollte gerade noch mal ansetzen, um meiner Schwester meine fatale Situation zu erklären, als auf einmal der Boden unter mir wankte.

„Nein, habe ich gesagt. Und dabei bleibt es.“ Ohne ein weiteres Wort legte meine Schwester auf. Die Luft im Bahnhof war so klebrig wie Sirup. Ich bekam fast keine Luft. Für einen Moment musste ich mich auf meinen braunen Lederkoffer setzen, den ich neben mir abgestellt hatte. Die Stimmen der Reisenden um mich herum trafen mich wie Speerwürfe, alle schienen gleichzeitig loszubrüllen.

Martina hatte mir eine Abfuhr erteilt, wie schon manches Mal im Leben. Das war nicht schade, sondern schlimm, absolut schlimm. Aber hätte ich nicht damit rechnen müssen? Ihre Ablehnung meiner Person war zu einem Teil ihrer Persönlichkeit geworden, wie der Zopf bei Karl Lagerfeld, ein Erkennungszeichen, das aller Welt verkündete, wer man war. Oder war ich jetzt nur so böse, weil sie nichts davon abhielt, mich als Ärgernis zu betrachten?

Da saß ich nun, auf meinem Koffer. In der Haupthalle des Heidelberger Bahnhofs wuselten die Menschen umher. Es war später Nachmittag, die letzten Sonnenstrah-

len fielen durch die Glasfront. Hoch oben an der Seite war eine Weltkarte angebracht, sie schien noch aus den fünfziger Jahren zu stammen, irgendwie friedlich sah sie aus, als würde es keine internationalen Spannungen geben. Mein Blick fiel auf das kleine Europa, so groß wie ein Teller Paella. Da war Spanien, das Land, aus dem ich gerade gekommen war. Malaga konnte ich nur noch vermuten, ein Punkt im tiefsten Süden des Landes. Hier stieg ich heute Mittag in ein Flugzeug der Iberia-Gesellschaft, Richtung Frankfurt am Main. Die letzte Strecke bis Heidelberg fuhr ich mit der Bahn.

Heidelberg, die Stadt, in der ich geboren wurde und aufwuchs, die Stadt, die meine Schwester nie verließ. Ich dagegen konnte es in ihr nicht aushalten und flüchtete nach Spanien, in ein Land, das ich nicht kannte und so sehr lieben lernte, dass es mich immer wieder in seinen Bann zog. Später ging ich nach Düsseldorf, einige Jahre danach wieder nach Spanien zurück. Zwanzig Jahre war ich nun nicht mehr in Heidelberg gewesen, wäre wohl auch nicht zurückgekommen, wenn ich in Spanien eine Chance für mich gesehen hätte, weiterhin meinen Unterhalt zu verdienen. Aber jetzt gab es keine andere Wahl, ich musste aufbrechen und mich auf den Weg zurück nach Deutschland begeben, zurück zu den Wurzeln meiner Kindheit.

Menschen eilten an mir vorbei, wurden von Freunden, Ehepartnern oder Eltern in Empfang genommen. Sie alle hatten ein Ziel, würden demnächst an einem gedeckten Tisch sitzen, von den Reiseerlebnissen erzählen und später eine Bettdecke zurückschlagen, unter der sie ruhig die Nacht verbringen konnten. Ich dagegen wusste nicht, wohin ich gehen sollte. Geld hatte ich keines, gerade noch zwanzig Mark befanden sich in meiner Geldbörse. Es würde nicht einmal für eine Übernachtung in einer billigen Absteige reichen. Ich war geschafft, deprimiert und machte mir Sorgen, in meiner Stadt, die so viele Postkartenausblicke bot. Heute war Sonntag, morgen gäbe es die Möglichkeit, auf Arbeitssuche zu gehen. Aber ohne einen festen Wohnsitz? Ohne Frage, ich war ein Notfall. Ich hatte in Spanien keine Schulden hinterlassen, doch die Schwierigkeiten der letzten Zeit brauchten meine Ersparnisse auf. Sie reichten gerade noch für das Flugticket, die Bahnkarte.

Ein aufgeregter Mischlingshund schnupperte an meinen Hosenbeinen. Mit einem Ruck zerrte ihn sein Besitzer fort, trieb ihn an, weiterzugehen. „Der Vierbeiner hat es gut“, dachte ich „selbst ihm ist ein voller Futternapf und ein Körbchen sicher“. Traurig blicke ich dem schwarzweißen Wuscheltier hinterher, hörte noch sein heiseres Bellen. Ich hatte keine Vorstellung davon, wie es mit mir weitergehen sollte. Frühere Freunde und Bekannte mochte ich nicht anrufen, wer würde schon jemand in seine Wohnung aufnehmen, den man seit zwei Jahrzehnten nicht gesehen hatte, ich könnte ich ja etwas verbochen haben. In Heidelberg ist es wichtig, in ordentlichen Verhältnissen zu leben, seinen geordneten Platz in der Gesellschaft zu haben wird als das größte Glück ansehen, etwas anderes kann man sich kaum vorstellen. Einfach nichts zu haben, nur noch einen Koffer, keiner von ihnen hätte es verstanden, wie man das schaffen konnte. Ich hörte schon, wie sie sich gegenseitig zuflüstern würden, es müsste wohl an mir liegen, ich hätte sicher selbst Schuld an meinem Unglück. Vielleicht würde mir der eine oder andere sogar großzügig helfen, vorübergehend. Doch diesen Schritt würde ich niemals wagen. Zu groß war mein Stolz. Tief versank ich in meiner hellen Leinenjacke. Eine Dusche wäre jetzt toll, ich

fühlte mich, als hätte ich mich seit einer Woche nicht gewaschen. Vielleicht war es nur die Aussicht, dass ich heute nur eine flüchtige Hand voll Wasser aus der Bahnhofstoilette in mein Gesicht spritzen konnte. Unweigerlich musste ich an das glitzernde Mittelmeer denken, die untergehende Sonne Andalusiens, die jedem Gesicht weiche Umrisse zauberte. Wie oft hatte ich im aufgeheizten Sand in einem Schlafsack übernachtet und den leicht kühlen Wind gespürt, es gab nichts Schöneres. Und nun? Sollte ich nun auf einer Parkbank übernachten? Jetzt im Juli würde man gewiss nicht erfrieren. Diesen Gedanken verwarf ich dennoch sofort. Verschwitzt, mit ungewaschenen Haaren und zerknitterten Kleidern sähe ich kaum ansprechend aus. Die Leute würden mich wie im Zoo anstarren, jeder Ladenbesitzer mir die Tür vor der Nase zuknallen. Arbeit bekäme ich so nie. Möglicherweise würde man mir eine Mark in die Hand drücken, aus Mitleid, damit ich mir etwas zu essen kaufe, natürlich nichts zu saufen. Als Kinder schauten wir sie uns immer scheu an, die Menschen von der Straße, die Obdachlosen. Meine Mutter gab ihnen stets ein paar Groschen, weil sie, wie sie sagte, vom Schicksal gezeichnet seien. Ich verstand nicht, was sie mit diesen Worten meinte, ich fürchtete mich nur vor den Bettlern mit ihren Tüten, den riesigen Weinflaschen und dem Ausdruck in ihren Augen, der mich an die wilden Trolle in meinem Märchenbuch erinnerte.

Drei wuchtige Frauen mittleren Alters in geblühten Sommerkleidern hasteten an mir vorbei. In einer besseren Laune hätte ich über sie geschmunzelt, wie sie mit bebendem Busen und schimpfend über eine zu spät gekommene Straßenbahn die Halle stürmten. Meckernde Ziegen, fiel mir ein, ausgebrochen aus ihrem Verschlag. Schräg gegenüber begrüßte sich ein Paar. Der Mann hatte seiner Freundin – oder war es seine Ehefrau? – leuchtend blaue Kornblumen mitgebracht. Wahrscheinlich war sie übers Wochenende auf einem Seminar gewesen. Ihr gut sitzendes Kostüm deutete nicht auf einen Besuch bei einer Freundin oder den Eltern hin. Dafür war sie zu fein herausgeputzt. Die beiden umarmten sich innig, meine eigene Einsamkeit wurde mir bei diesem Anblick schmerzhaft bewusst. Ich gehörte nicht zu diesen Menschen, fühlte mich außen vor, nicht mehr wirklich zum Leben dazugehörig. Solche Empfindungen mussten früher Aussätzige befallen haben, wenn sie aus ihrer Stadt vertrieben wurden, damit sie keinen ansteckten.

Durst hatte ich, meine Wasserflasche war leer. Vielleicht konnte ich auf der öffentlichen Toilette Wasser bekommen. Den Eingang verspernte ein Drehkreuz.

„Fünzig Pfennig müssen Sie reinstecken, dann können Sie durch“, sagte eine mürrisch dreinblickende Frau mit vogelfederartigen Haaren, die einen Wischlappen in der Hand hielt. Er starrte vor Dreck.

„Ich habe kaum noch Geld. Können Sie mich nicht so reinlassen?“ Die Toilettenfrau ließ die Mundwinkel bei meiner Frage noch weiter hängen.

„Immer dasselbe mit euch. Was soll's, steig über die Schranke.“ Mit einem tiefem Seufzer wandte sie mir ihren breiten Rücken zu, wie eine Mutter, die von ihrer verwaorsten Tochter nichts anderes erwartet hatte. Ich dagegen wertete das als gutes Omen. Mühsam kletterte ich über das Metallgestänge, den Koffer schob ich in Querlage durch die Sperre. Unter dem laufenden Wasserhahn formte ich meine Hände zu einer Schale und trank in großen Schlucken das kühle Nass. Anschlie-

ßend wusch ich mir das Gesicht und die Arme, füllte die Wasserflasche auf und zog mir die Lippen in einem leuchtenden Pinkton nach. Ich fühlte mich sofort besser.

„Das war nett von Ihnen“, sagte ich noch zu der Toilettenfrau, bevor ich auf der Suche nach einer Sitzgelegenheit war. Ich musste nachdenken, bald würde der Abend anbrechen. Sollte ich nach Düsseldorf fahren? Ich hatte dort noch Freunde. Diesen Gedanken verwarf ich wieder. Ich schämte mich, wollte nicht zeigen, dass ich kein Geld mehr besaß. Dann fiel mir meine Tante in Neckargemünd ein. Ihr hatte ich einen Brief aus Spanien geschrieben und durchblicken lassen, dass ich vorübergehend bei ihr wohnen wollte. Solange, bis ich in Heidelberg Arbeit gefunden hätte. Ihre Antwort war, dass nichts mehr so wie früher sei. Ich hatte nicht hinterfragt, was sie damit meinte. Ihre Zeilen waren ein Zeichen, dass ich bei ihr nicht willkommen war. Leise betete ich, dass ein Wunder geschehen möge.

Eine Weile versank ich in Grübeln. Plötzlich bemerkte ich, dass eine Frau vor mir stand. Sie sah aus wie eine jüngere Schwester von Doris Day, nur ihre Kleidung war weniger extravagant. Ihr nackten Arme und Beine schimmerten, das Haar glänzte.

„Ich beobachte Sie schon eine geraume Zeit. Kann ich Ihnen helfen?“

Ihre Worte erschreckten mich. Ich war nicht darauf gefasst, so direkt auf mein Schicksal angesprochen zu werden. Ich antwortete ohne Überlegung, mürrisch geworden von meiner Aussichtslosigkeit.

„Ich weiß nicht, wo ich hingehen soll. Ich habe kein Geld mehr und kenne auch niemanden in der Stadt.“ Endlich war es raus.

„Auf der Rückseite der Halle ist die Bahnhofsmisson. Die Leute dort werden Ihnen bestimmt weiterhelfen“, sagte die Frau mit einer Stimme, die Trost schenkte. So eine wie sie konnte Mut machen, vor neugierigen Blicken schützen, die Welt einfach erscheinen lassen.

„Danke“, sagte ich. „Ich befinde mich zum ersten Mal in einer solchen Situation.“

„Sie müssen sich nicht entschuldigen. Ich weiß, wie es ist, wenn man kein Geld hat.“

Wie kam diese Frau nur dazu, so freundlich mit mir zu reden? Männer würden bei ihrem Anblick nur ihre Filmträume ausleben. Sie aber kramte ohne Show in ihrer Handtasche, bis sie ein rotes Portemonnaie hervorzog und es öffnete. Ohne zu zögern hielt sie mir einen Zwanzigmarkschein hin.

„Bitte, behalten Sie Ihr Geld. Ich bin keine Bettlerin“, wehrte ich ab. „Ich will arbeiten.“

Unbeirrt streckte sie mir weiterhin den Geldschein entgegen, als ob sie wüsste, dass ich ihn doch nehmen würde. Langsam hob ich meine Hand und nahm die Banknote.

„Alles Gute für Ihre Zukunft“. Die Frau drehte sich um und verschwand in der Menge. Wie ein Engel. Ich hielt einen Moment lang inne, um mich zu sammeln. Nie zu-

vor hatte ich in meinem Leben auf diese Weise von einem fremden Menschen Geld angenommen.

Um nicht weiter darüber nachzudenken, machte ich mich auf, um die Bahnhofsmission zu suchen. Ich verspürte Hoffnung, allein schon durch die Aussicht, mit einem Menschen über meine Schwierigkeiten reden zu können. Es war nicht schwer, das Büro zu finden, die klare Beschreibung meines Engels tat sein Übriges dazu. Ob diese Frau einmal in einer ähnlichen Situation war? Ich schwor mir, wenn ich all das überstanden hatte, ich würde jeden Sonntag zum Bahnhof gehen und nach gestrandeten Frauen Ausschau halten.

Zaghaft klopfte ich nun an die Glastür. Ein Schild wies mich daraufhin, dass die Caritas-Mission um neunzehn Uhr geschlossen wird. Es war zehn Minuten vor sieben.

„Was kann ich für Sie tun?“ Ein Mann in den Dreißigern, mit einem dunkelbraunen Vollbart und einer Goldrandbrille stand jetzt vor mir.

„Ich bin in einer finanziellen Krise und habe keinen Platz zum Übernachten.“ Verschämt teilte ich ihm mein Anliegen mit.

„Kommen Sie erst mal rein“, erwiderte der Mann. „Ihr Gepäck können Sie hier am Eingang abstellen. Nehmen Sie nur Ihre Handtasche mit. Bis zu meinem Platz müssen wir durch einige Räume.“

„In meinem Koffer ist aber alles drin, was ich noch besitze. Er darf nicht abhanden kommen.“

„Ich werde sofort hinter Ihnen die Tür verschließen. Hier kommt nichts weg.“

Immer noch nicht ganz beruhigt, folgte ich dem Mann. Er ging wie einer, der Kindern und Radfahrern einschärft, gut aufzupassen, wenn sie eine Straße überqueren.

Nachdem ich auf einem Stuhl Platz genommen hatte, erzählte ich ihm, weshalb ich ohne Geld war.

„Das sieht nicht rosig für Sie aus“, meinte der Angestellte der Bahnhofsmission am Ende meiner Geschichte. „Es bleibt Ihnen nur das Obdachlosenheim. Immerhin haben Sie dort ein Bett. Und ein Sozialarbeiter wird sich weiter um Sie kümmern. Aber glauben Sie nicht, dass es einfach für Sie werden wird. Es herrscht dort ein rauer Ton. Sie müssen sich ein dickes Korsett zulegen.“

„Können Sie mir die Parkbank als Alternative empfehlen?“, fragte ich.

„Nein. Besser ist aber, Sie lassen Ihren Koffer hier. Er könnte dort gestohlen werden.“

Auf einmal liefen mir Tränen über die Wangen. Würde ich genügend Kraft haben, mit Menschen in einem Raum zu leben, die in Heidelberg als „Schandfleck“ der Gesellschaft galten, in der Mehrzahl Alkoholiker oder Drogensüchtige? Mit Menschen, die entkräftet waren von allen möglichen Exzessen? Ich musste es, sagte ich zu mir, wenn ich nicht untergehen wollte. Ich musste die Zähne zusammenbei-

ßen. Martina tauchte vor meinem inneren Bild auf, und ich dachte daran, ob es in Deutschland viele Familien gab, in denen die Schwestern ähnlich reagieren würden. Viele junge Menschen zog es mit mir in ferne Länder, um verschiedene Lebensmodelle auszuprobieren, nicht nur Hippies oder Freaks. Die Hochzeit von Peace and Love war längst vorbei. Andere Alternativen wurden gesucht. Die einen gingen nach Indien, Kalifornien oder Neuseeland, ich eben nach Spanien. Die wenigsten von uns dachten damals an die Zukunft, waren aber dennoch kreativ, um sich immer wieder den Lebensunterhalt zu verdienen. Nun war ich in einer Sackgasse gelandet, aus der ich wieder raus musste. Ich hatte mich doch noch nie unterkriegen lassen. Mit einer heftigen Handbewegung wischte ich mir die Tränen fort.

„Wissen Sie, wo das Obdachlosenheim ist?“

Ich schüttelte den Kopf.

„In der Plöck“.

Die Strasse kannte ich. Sie lag direkt in der Innenstadt, keine zwei Minuten vom Bismarckplatz und dem „Kaufhof“ entfernt. Wie oft musste ich in meiner Jugend und Kindheit daran vorbeigegangen sein, ohne bemerkt zu haben, dass sich hier ein solches Heim befindet.

Ich bedankte mich für die Hilfe, nahm aus meinem Koffer die Kulturtasche und ein paar andere Dinge, um sie in einer Plastiktüte zu verstauen, und machte mich auf den Weg.

„Behalten Sie alles im Blick, dann kriegen Sie es schon hin“, rief mir der Mann von der Caritas hinterher. Das Leben ist aber komplizierter als eine Straßenüberquerung.

Nach zwanzig Minuten stand ich vor einem großen Betonkomplex, der wie eine Wohnanlage aus den Siebzigern aussah. „Wichernheim“ stand auf einem kleinen Schild, mehr nicht. Der Eingangsbereich bestand aus einer breiten Glasfront, unterteilt von roten Sprossen, eine Lautsprecheranlage war in der Mitte platziert. Doch die Tür war offen. Langsam stieg ich die dunkel gesprenkelten Steintreppen hoch. Es roch stark nach Desinfektionsmitteln, Zigaretten und Schnaps. Am liebsten wäre ich auf dem Absatz umgekehrt, aber es gab kein Zurück mehr. Ich musste weiter. Noch ein paar Stufen und ich stand vor einer Pförtnerloge. Ein älterer Mann in einem verblichenem Hemd musterte mich mit seinen hellgrauen Augen. Er wirkte wie ein Wiesel. Schließlich schob er das Fenster seiner kleinen Kabine beiseite.

„Sind Sie hier richtig?“, fragte er mich. Vielleicht wunderte er sich, weil ich so ordentlich aussah. „Ich habe kein Geld“, antwortete ich ihm. „Ich brauche ein Dach über dem Kopf.“ Diese Sätze hatte ich heute schon so oft gesagt, sie kamen mir immer leichter über die Lippen.

Augenblicklich nahmen die Augen des Pförtners einen anderen Ausdruck an. Ich war für ihn auf einmal auch nur eine von denen, die nichts wert waren, keine, die sich in dieses Haus verirrt hatte, mit der er auf gleicher Ebene kommunizieren konnte. Für ihn war klar, wer kein Geld besaß, würde auch in Zukunft keines haben.

Eine solche Reaktion hatte ich befürchtet. Vermochte er sich nicht vorzustellen, dass jeder Mensch auf dieser Welt in eine vergleichbare Lage geraten konnte? Mein Innerstes rebellierte, aber ich hielt meinen Mund.

„Sonntags ist keiner von den Sozialarbeitern da“, brummte der Alte. Aus seinen Ohren wuchsen riesige Haarbüschel. Jedes Wort, das er an mich verschwendete, sollte ich als Strafe empfinden. „Die Nacht können Sie hier schlafen. Morgen wird dann weiter über sie entschieden.“

Ich fror, obwohl der Sommerabend noch längste keine Kühlung gebracht hatte. War ich wirklich der letzte Dreck? Die Heimumgebung verunsicherte mich, ich verlor mit dem Eintritt in diesen öden Bau meinen letzten Rest von Selbstbewusstheit.

„Sie brauchen Bettwäsche“, konstatierte nun das Wiesel, das seine Beute gefangen hatte. Es wunderte mich, dass er mich nicht gleich vertilgte. „Kommen Sie mit.“

Unter lautem Gestöhn verließ der Aufseher seine Kabine. Ich folgte ihm, vorbei an einer großen Bodenvase, in der einsam eine gelbe Plastiksonnenblume steckte, einen langen Gang hinunter, bis er vor einer Tür stehen blieb. Bedeutsam suchte er in einem dicken Bund nach dem passenden Schlüssel. In der muffig riechenden Wäschekammer suchte er für mich nach einem Laken, einem Bettbezug, Kopfkissen und einem Handtuch.

„Jetzt zeige ich Ihnen das Zimmer. Zu essen gibt es nichts mehr. Um sieben wird die Küche dicht gemacht.“

Wieder ging ich hinter dem leicht gebückten Rücken des Alten, die Wäsche unter dem Arm geklemmt. Es kam mir vor, als würden wir uns in einem Labyrinth befinden, immer die gleichen schmalen Gänge und die trostlos gelbgrün gestrichenen Wände. Der Weg schien kein Ende zu nehmen. Hin und wieder standen ein paar Männer zusammen, die mich unverhohlen anstarrten. Ein Geruch von einem alten Besäufnis stieg in meiner Nase auf, ein neues kündigte sich an. Ich konnte ihre geballte Aufdringlichkeit kaum ertragen. Für diese Männer war ich nicht nur ein Neuzugang, sondern auch noch eine Sensation. Ich war sichtbar keine von ihnen, sah nicht hoffnungslos, zerrupft oder hohläugig aus.

Endlich blieb der Alte vor einer grün angemalten Tür stehen. Er klopfte kräftig an, ging aber, ohne eine Antwort abzuwarten, in das Zimmer hinein. Zwei Betten standen in dem kleinen Raum, ein Kleiderschrank gegenüber der Tür, in der Mitte ein Resopaltisch mit zwei Holzstühlen. In dem Bett am Fenster lag eine Frau, in ihrem Arm wiederum ein Mann in beigen Khakishorts und einem weißen T-Shirt. Die beiden rauchten und hatten offensichtlich den Tabak mit Marihuana gemischt. Der süßliche Geruch ließ keinen Zweifel daran.

„Sie bekommen eine Zimmernachbarin“, sagte der Pförtner ausdruckslos zu der Liegenden.

Ohne weiteren Kommentar verließ er anschließend den Raum. Schüchtern ging ich auf das Paar zu, um ihnen die Hand zu geben. Ich hatte Angst, dass ich sie stören würde.

„Ich heiÙe Tamara und das ist Jochen.“ Die kaum Zwanzigjähriqe zeigte dabei auf den Mann, der neben vor sich hin döste. „Er ist auf Besuch hier.“

Tamara sprach gebrochen Deutsch, sie schien aus einem osteuropäischen Land zu kommen, vielleicht Russland oder aus Ex-Jugoslawien.

„Ich bin die Christiane“, sagte ich.

Die ungewohnte Situation brachte mich ein wenig aus der Fassung. Um meine Unsicherheit zu verbergen, faltete ich meine gestärkte BettwäÙche auseinander und bezog das Bett. Als ich damit fertig war, versank ich in der weichen Matratze. Nach dem langen Tag war das eine Wohltat. Vielleicht wird doch noch alles gut, dachte ich.

Mein Verlangen nach einer Dusche wurde mit der Zeit immer größer. Ich fragte Tamara, wo ich mich denn waschen könnte. Langsam erhob sie sich, sah mich an, schaute aber gleichzeitig durch mich hindurch. In ihren Mundwinkeln hatte sich weißer Schleim angesammelt. Bedächtig öffnete sie die Tür und sagte mit einem Madonnenlächeln: „Dort“. Zur Unterstützung wies sie mit dem Zeigefinger auf die gegenüberliegende Tür.

Plastiktüte und Handtasche nahm ich sicherheitshalber mit. Ich wollte kein Risiko eingehen. Das tröpfelnde Nass war wohltuend. Mit meinem Duschgel schäumte ich mich bis zum kleinen Zeh ein, jede Hautpore sollte gesäubert werden. Zum Schluss kamen die Haare dran. Geföhnt und in meinem Nachthemd, das ich glücklicherweise nicht vergessen hatte, ging ich wieder ins Zimmer zurück.

In der Zwischenzeit hatten sich Tamara und Jochen aus dem Bett erhoben und saÙen heftig diskutierend am Tisch. Für einen kurzen Augenblick dachte ich, ich könnte auch in einer Jugendherberge sein.

„Kannst du uns helfen? Wir haben ein Problem.“ Tamara schaute mich mit ihren leicht glasigen Augen flehentlich an, die schwarzen Locken klebten im Gesicht. Sie lächelte nicht mehr. „Jochen will mit mir zusammenleben. Ich bin aber Muslemin, darf das aber nicht, unverheiratet bei einem Mann sein. Kannst du ihm das klarmachen?“

Meine eigenen Schwierigkeiten reichten mir, nun sollte ich anderen raten, noch dazu in Liebesfragen.

„Ihre Familie wird Tamara verstoÙen, wenn sie erfährt, dass die Tochter in einer unehelichen Gemeinschaft lebt“, sagte ich zu dem jungen Mann mit den makellosen Zähnen.

„Sie hat sie schon verstoÙen, sonst würde sie nicht hier im Heim sein“, erwiderte Jochen gereizt, wobei er seine Socken runterrollte.

„Meine Familie weiß, dass ich hier bin“, schrie jetzt Tamara. „Das ist besser als in Schande zu leben.“

„Ich will Tamara ja auch heiraten“, sagte Jochen nervös. „Ich liebe sie, aber sie glaubt mir nicht. Sie ist der Ansicht, dass ich ihr meine Liebe nur beweisen kann,

wenn ich sie sofort heirate. Das kann ich aber nicht. Zuerst müssen wir ausprobieren, ob wir überhaupt zusammenpassen.“

„Hast du gehört, Tamara, dein Freund liebt dich?“ Meine Worte sollten sanft klingen, aber im Unterton war meine Anstrengung zu spüren. In was für eine Lage war ich bloß geraten? Gewiss, ich war es gewohnt, Beratungen zu geben, Menschen dazu zu bringen, über ihre Situation nachzudenken. Aber hier, in diesem Heim? Ich hätte selber gern einen Ausweg für mich gewusst.

„Gehe ich zu Jochen, werde ich bestraft.“ Tamara fing an zu weinen. Jochen nahm sie kurz in den Arm, dann fing er an, sich mit geschickten Fingern einen neuen Joint zu drehen. Als er fertig war, reichte er ihn mir. Ich schüttelte den Kopf. Jochen zuckte nur mit den Achseln. Tamara fing wieder an zu lächeln, so unentwegt, so beharrlich. Langsam hatte ich das Gefühl, an dieser Szene stimmte was nicht, fast begann ich mich vor den beiden ein wenig zu fürchten. Mit seinen schaufelartigen Händen führte Jochen seine Freundin wieder ins Bett, sie stellte sich auf die Zehenspitzen und zog ihn zu sich herunter, um ihm einen Kuss auf die Wange zu geben. Während die beiden sich in ihre Traumwelten flüchteten, nahm ich mir die Illustrierte, die auf dem Tisch lag, und setzte mich ins Bett, den Rücken an die Wand gelehnt. In dem Hochglanzblatt gab es Klatschgeschichten von den Schönen und Reichen, eine dramatische Rettung eines Langhaardackels und auf der Gesundheitsseite stachen fünf Punkte hervor, die hundertprozentig zur Vermeidung einer Sommergrippe beitrugen. Diese Informationen interessierten mich brennend.

Unvermittelt sprang nun Tamara auf und ging zu dem Schrank, aus dem sie eine große blaue Plastiktüte hervorzerre.

„Ich habe eine schöne Jeans für dich. Willst du sie kaufen? Da kannst auch zwei haben. Die sind gar nicht teuer.“ Tamara kramte in dem Kunststoffsack herum und zog eine verschlissene Levis heraus. Mir wäre sie drei Nummern zu klein gewesen, doch der zarten Anbieterin hätten sie ohne Weiteres gepasst. Offenbar hatte sie diese Sachen aus einem Altkleider-Container.

„Tut mir Leid“, sagte ich vorsichtig. „Hab einfach kein Geld.“ Sorgsam war ich darauf bedacht, keinen Unfrieden zwischen uns aufkommen zu lassen.

„Schade“, erwiderte Tamara. Ihre Stimme klang enttäuscht. Sie stopfte die Hose wieder zu den anderen Kleidungsstücken und wuchtete die Tüte in den Schrank zurück. Ich entdeckte keinen Schlüssel, mit dem sie ihn abschließen konnte. Bevor sie sich wieder zu Jochen legte, stellte sie das kleine Radio auf dem Fensterbrett an. Sie entschied sich für einen Sender mit deutschen Schlagern. Ich kannte sie alle. Die Touristen aus Paderborn, Böblingen oder Dreieich konnten am Strand von Marbella nicht auf diese Trällerliedchen verzichten. Herz und Schmerz musste dabei sein, wenn es in die Ferne ging. Sobald ich sie vernahm, suchte ich das Weite. In meiner jetzigen Situation war das nicht möglich. Ernsthaft begann ich mir Gedanken darüber zu machen, wie ich die kommende Nacht überstehen würde.

Bevor ich mich in etwas hinein steigerte, schien es mir sinnvoller, noch einmal nach draußen zu gehen. An der Pfortnerkabine hatte ich gelesen, dass das Eingangstor

erst um Mitternacht geschlossen wird. Bis dahin hatte ich noch zwei Stunden Zeit. Ich zog meine Hose und ein frisches blauweißgestreiftes T-Shirt an.

„Bis später“, verabschiedete ich mich von dem jungen Liebespaar.

„Wir sind dann nicht mehr hier“, sagte Jochen. „Tamara wird bei mir übernachten.“

Das schien nun auch geklärt zu sein. Die Dinge entwickelten sich hier schnell. Für mich aber war wichtiger, dass ich das Zimmer für mich allein haben würde. Die Aussicht stimmte mich fröhlich, wohl zum ersten Mal an diesem Tag. Gut gelaunt ging ich zum Ausgang. Jetzt entdeckte ich auch Getränke- und Zigarettenautomaten, die mir auf dem Hinweg nicht aufgefallen waren. Als ich dem Pförtner zunickte, konnte ich seine Gedanken lesen: „Jetzt sucht sie sich für die Nacht einen Freier.“ Bislang konnte ich abends ausgehen, ohne dass sich jemand dabei etwas dachte. Schlagartig hatte sich die Normalität meines bisherigen Lebens mit dem Eintritt in dieses Haus geändert. Ich war nun eine Obdachlose, es gab keine Tarnjacke für mich. „Du hast dennoch nichts zu befürchten“, flüsterte ich mir zu.

Das Heim lag in unmittelbarer Nähe der Fußgängerzone. Viele Paare schlenderten in der lauen Sommernacht die Hauptstraße entlang. Keiner hatte es eilig, nach Hause zu kommen. Einige Geschäfte kannte ich noch von früher, andere waren behutsam modernisiert worden und hatten den Besitzer gewechselt, manche gemütliche Kneipe war einem Kaufhaus gewichen. Auch das Haus zum Ritter stand noch, eine altes Bürgerhaus, das ich als Kind immer bewunderte. Mein Vater hatte mir erzählt, dass es von allen wütenden Soldaten in Heidelberg verschont geblieben sei, weil sie sich vor den religiösen Inschriften auf dem Giebel des Hauses fürchteten. Die kleinen Gassen, die von der Hauptstrasse abgehen, schienen noch völlig unberührt zu sein. Im Gegensatz zu den baulichen Veränderungen der spanischen Küste war die Zeit in Heidelbergs Altstadt geradezu stehen geblieben.

Während ich das neue Straßenpflaster betrachtete, sah ich etwas am Boden blinken. Ein Fünf-Mark-Stück! Ich bückte mich, um die Münze aufzuheben. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal Geld auf der Straße gefunden hatte. Entdeckte ich es, weil es mir so wichtig geworden war? Ich hatte immer Geld besessen, ihm aber nie eine übermäßige Bedeutung beigemessen. Nun war es anders. Ich begriff, der Besitz davon ermöglichte auf jeden Fall einen satten Magen. Hatte ich zuvor verdrängt, dass ich Tunfischsalate, Hamburger und Apfeltorten in Mengen verschlingen wollte, meldete sich mein Magen kompromisslos. Wo konnte ich noch etwas zu essen bekommen? Dreißig Meter weiter hatte noch ein türkischer Imbiss geöffnet. Mein gefundenes Geld reichte für einen Döner. Beim Füllen der Teigtasche mit kräftig gewürzten Fleischstücken, Salat, Zwiebeln und einer knoblauchdurchtränkten Joghurtsoße zwinkerte mir der Verkäufer freundlich zu. Offensichtlich war er über meine Wahl begeistert. Mir tat es gut, von einem Menschen beachtet zu werden. Der Mann mit dem dichten Schnurrbart stellte sich bestimmt nicht vor, dass ich die Nacht in einem Obdachlosenheim verbringen würde.

Ich versuchte mir einzureden, ich sei eine Touristin, die sich Heidelberg bei Nacht anschauen wollte, besonders das hoch über dem Neckar thronende Schloss der einstigen Pfalzgrafen und Kurfürsten. Schon von der Fußgängerzone konnte man

es erkennen, eindrucksvoll war „die schönste Ruine Deutschlands“ erleuchtet. Ich hatte mir immer vorgestellt, dass Dornröschen hier in ihren hundertjährigen Schlaf fiel. Je näher ich zu dem Marktplatz mit seinen Cafés und Bars kam, umso turbulenter wurde das Straßenleben. Musiker spielten auf der Gitarre, Akrobaten führten einige Kunststücke vor. Auch diese Nomaden der Kunst werden später zu einer Unterkunft gehen, dachte ich. Aber vor allen Dingen konnten sie machen was sie wollten.

Es war schon spät, ich musste zurück in die Plöck. Als ich im Wichernheim eintraf, saß ein anderer Mann an der Pforte, etwas jünger als sein Vorgänger, mit einer Haut, die so bleich war, als hätte sie nie das Tageslicht gesehen. Mit barschem Ton fragte er mich nach meinem Namen. Als er den Eintrag in dem Empfangsbuch entdeckte, durfte ich seine Loge passieren. Jetzt standen viele Leute in den Gängen herum, rauchten, grölten und verdunsteten irgendwelchen Fusel, den sie draußen getrunken hatten. Im Heim nämlich war der Besitz von Alkohol verboten. Penner. Unweigerlich fiel mir dieses Wort ein. Sie sahen genauso wie die Menschen aus, die vor Bahnhofsplätzen oder in bestimmten Parkecken zusammenhockten und sich voll laufen ließen. Die Haare der meisten waren verfilzt, die Kleidung verdreckt, die Fingernägel lang, mit schwarzen Rändern. Einige hatten Gesichter wie Planetoiden, die am Himmel ihre Kreise zogen. Sie schienen nichts mehr zu verlangen, als tief in die Flasche gucken zu dürfen. In der Enge der Flure versuchte ich mich durch sie hindurchzuschlängeln, darauf bedacht, möglichst mit keinem in Kontakt zu kommen. Plötzlich packte mich einer an meiner rechten Schulter.

„He, wer bist denn du?“, fragte mich eine rohe Stimme, die zu einem Mann gehörte, der die Fünfzig mit Sicherheit noch nicht überschritten hatte. Ich wand mich aus seinem Griff und drehte mich zu dem Mann um, der deutlich restalkoholisiert war.

„Das ist die Neue“, sagte eine Frau, die neben ihm stand. Ihre Augen schauten wach, nicht so matt wie die der anderen.

„Kommst du mit auf mein Zimmer?“, fragte der Draufgänger weiter, die Arme vor der Brust verschränkt.

Das war wirklich dreist ! Glaubte der Typ tatsächlich, dass ich sein Angebot annehmen würde? Zudem hatte er ein angesplittertes Holzbein, wie ich nun feststellte, das er offenherzig zur Schau trug.

„Meine Kumpels sind alle o.k.“

„Stimmt“, fügte ein anderer lallend hinzu, ein ausgemergelter und plattköpfiger Typ.  
„Wir sind zu viert auf der Bude.“

Ich fühlte mich, als wäre ich in einem Alptraum gelandet. Lange würde ich das nicht aushalten können.

„Ihr spinnt wohl !“, antwortete ich. Am liebsten hätte ich ihnen gesagt, dass ich mich mit so stinkenden und schmutzigen Ungeheuern niemals abgeben würde.

„Na, dann schlaf gut, Puppe. Und träume süß von mir.“

Aufdringliche Männer waren mir schon immer ein Gräuel gewesen. Aber was konnte ich ihnen in dieser Umgebung entgegensetzen. Hier galten andere Regeln als die, die ich gelernt hatte. Die Gepflogenheiten unter Obdachlosen waren mir nicht vertraut.

Verunsichert machte ich mich auf, um in mein Zimmer zu gelangen. Mein gesamter Körper fühlte sich bleischwer an. Ich hörte, wie mir jemand nachlief. Es war die Frau mit den lebendigen Augen und den grauen Strähnen im Haar.

„Warte. Ich heiße übrigens Lilly“, sagte sie. „Und du?“

„Christiane“, erwiderte ich.

„Mach dir nichts draus. Du gewöhnst dich noch daran. Apropos: Frühstück gibt es hier von halb acht bis neun. Der Speiseraum ist da vorne rechts. Wenn du magst, halte ich einen Platz neben mir frei.“

„Danke, Lilly, das ist nett von dir. Ich werde kommen. Jetzt aber muss ich schlafen. Gute Nacht.“ Ich war erleichtert, in diesem Chaos einen normalen Menschen getroffen zu haben.

## Weitere Kapitel:

2. Völlig verhext
3. Ganz unten
4. Hoffen auf etwas Glück
5. Im Kreise der Lieben
6. Männer zeigen Zähne
7. Eine verpasste Chance
8. Die Magie des Geldes
9. Mord mit dem Messer
10. Einiges kommt ins Rollen
11. Besitzergreifende Lügen
12. Es soll Liebe sein
13. Die große Beichte
14. Ein einziger Irrtum
15. Der Absprung

**Das komplette Buch als PDF-Dokument erhalten Sie unter [www.pdf-books.de](http://www.pdf-books.de)**

## Nachwort

Es war nicht so einfach, wieder eine ganz normale Bürgerin meiner Heimatstadt zu werden. Anfänglich kaufte ich meine Kleidung in Second Hand-Läden, Geschirr und Besteck erstand ich mir auf dem Trödel und die ersten Möbelstücke ergatterte ich auf dem Sperrmüll. Neue Sachen gestand ich mir nicht wirklich zu. Die durchlebte Obdachlosigkeit lag wie ein Grauschleier über mir. Als wenn Mangel und Entbehrung das vorherrschende Prinzip des Lebens sei, hielt ich meinen Blick ständig auf Sparsamkeit gerichtet. Jede Geldausgabe hinterfragte ich, prüfte, ob sie notwendig sei und wog gewissenhaft ab, ob mir dieser Luxus wirklich zustand. Die Leichtigkeit des Seins war mir verloren gegangen. Oft schämte ich mich, wenn ich mich bei meinen heimlichen Wünschen nach Wohlstand ertappte.

Doch mit der Zeit fand ich neue Freunde, und damit auch wieder Vertrauen in mein Recht auf Persönlichkeit. Manchmal kam ich mir vor wie jemand, der lange in einem Gipsbett gelegen hatte und nun wieder laufen lernen musste. Viele Dinge, die mir früher selbstverständlich erschienen, musste ich mir neu zurück erobern. Beispielsweise in die Sauna gehen, sich eine Massage zum Verwöhnen gönnen oder einfach mal eine Woche in Urlaub fahren, ein kleines Schmuckstück kaufen oder die Sperrmüllsachen gegen neue Möbel austauschen. Meine inneren Dialoge galten weniger der Frage meiner finanziellen Möglichkeiten als vielmehr meiner Berechtigung auf Glück und Lebensfülle.

Meine anspruchslose Lebensweise hatte aber auch Vorteile. Mit dem Gehalt meiner Halbtagsstelle konnte ich locker meinen Lebensunterhalt finanzieren, wodurch ich genügend Freizeit zum Aufbau meiner freiberuflichen Arbeit hatte. Ich hielt regelmäßige Vorträge in verschiedenen Esoterikläden, gab Gutschein-Sitzungen und Schnupperveranstaltungen. Auf diese Weise lernte ich Menschen kennen, die sich für meine ganzheitliche Heilungsarbeit interessierten.

Glücklicherweise fand ich mitten in der Fußgängerzone Heidelbergs eine Praxisgemeinschaft, in der ich einen Arbeitsraum anmieten konnte. Damit betrat ich beruflich wieder die bekannte Bühne als spirituelle Therapeutin. Eigentlich hätte ich über diese Entwicklung glücklich sein können. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich aber, dass mich meine neu errungenen Erfolge nicht wirklich befriedigten. Wer nach unten abgerutscht ist, kann keine Erfüllung darin finden, wenn er sein altes Level wiedergefunden hat. Ich musste einen Gegenpol finden, unbekannte Höhen erklimmen, um die Welt mit neuen Geschenken zu bereichern. Nur so schaffte ich in mir selbst einen energetischen Ausgleich meiner Erfahrungen.

Ich folgte meinem Verlangen nach Freiheit und gab meinen Bürojob nach drei Jahren wieder auf. In meinem Innern hörte ich die Stimme meines Engels. Sie war sanft, klar und kraftvoll zugleich: „Du bist immer geschützt, wenn du deinem Herzen folgst“, vernahm ich. „Dein Aufenthalt im unteren Himmel diente dazu, dich für größere Aufgaben vorzubereiten“. Erstaunt lauschte ich. Leise sprach der Engel weiter: „Es ist Zeit, deine spirituelle Weisheit neu umzusetzen. Du bist einen mutigen Weg gegangen, hast viele Prüfungen gemeistert - nicht nur für dich, auch für anderen

Menschen hast du gelernt. Sei stolz auf dich, erkenne dich an für deine Mühen. Nun ist es an der Zeit, die Früchte deiner Erkenntnisse neu in die Welt zu tragen. Deine Mühen hatten einen tieferen Sinn. Alles, was du in den vergangenen Jahren gelernt hast, waren folgerichtige Schritte, um von innen heraus das Leben neu zu formen. Du hast einen einzigartigen Transformationsweg entwickelt, mit dem nicht nur du, sondern alle anderen Menschen ebenfalls, ihre Blockaden auflösen können, um aus der inneren Mitte, den Weg des Herzens gehen zu können“.

Ein Jahr lang konzentrierte ich mich darauf, die Puzzles meiner Erkenntnisse zu ordnen und sie in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Vor diesem Hintergrund entstand meine Channeling-Ausbildung. Inzwischen besuchen Menschen aus allen Teilen Deutschlands meine Kurse. Es sind Menschen, die mit Menschen arbeiten, Heilpraktiker und Ärzte, die meine Techniken in ihrem Berufsalltag einsetzen. Aber auch Interessierte, die an ihrer Persönlichkeit arbeiten, sind von meinen Kursen begeistert. Ein schönes Gefühl ist es, wie ein voller praller Apfelbaum zu sein und dabei zu wissen, dass jedes Äpfelchen einen Menschen glücklich machen konnte.

Alle Menschen sind in einem großen Energie-Teppich verwebt. Wenn man sein persönliches Energie-Muster ändert, wird es den ganzen Teppich gleichfalls ändern. Kein Mensch ist wirklich chancenlos, auch wenn es manchmal so erscheinen mag. Dies möchte ich all denjenigen sagen, die glauben, äußere Umstände seien stärker als sie selbst. Jeder kann sein Schicksal in die Hand nehmen. Es ist nie zu spät dafür.

Vor einiger Zeit traf ich Ralf Lieder, einen Kollegen aus meiner ehemaligen Atemschule in Düsseldorf. Er fragte mich, ob ich Lust hätte in Düsseldorf bei einem Kollegentreff einen Vortrag über Channeling zu halten. Gerne willigte ich ein. Zu meiner großen Freude, haben sich meine Kollegen sehr dafür begeistert. Die ersten Seminare hat Ralf in Düsseldorf für mich organisiert. Danach kam die Sache von alleine ins Rollen. Dank Internet werde ich überall gefunden.

Mein Engel hatte mir erklärt: "Schau auf die Sonnenuhr. Wenn sie im Zenit steht, gibt es keinen Schatten“. Sobald man die Spannung zwischen Wollen und Ergebenheit in Balance bringt, können Wunder geschehen. Ich glaube, dass alle Menschen Wunder manifestieren können. Sie müssen nur bereit sein, innere Schatten loszulassen. Die Erfolge in meiner spirituellen Arbeiten zeigen mir, dass diese Strategie richtig ist und der Weg erfolgreich.

Dank an das Leben, dank an alle Menschen, durch die ich wachsen konnte, dank an meinen Engel...

**Christiane Maria Völkner Online:**

Zum schnuppern biete ich einen Gutschein an für eine 15 minütige mediale Beratung übers Telefon. Ich freue mich über Ihren Anruf.

**Kontakt:**

[www.yowea.com](http://www.yowea.com)

[info@yowea.com](mailto:info@yowea.com)





Anzeige:

# Channeling

## IntensivAusbildung für Therapeuten...



Christiane Maria Völkner

**Yowea-Transformation®**  
Channeling-Intensiv-Ausbildung

**Channeling** ist kein Hexenwerk...  
...sondern eine Kunst, **die jeder lernen kann.**

Beim Channeln treten wir in Verbindung mit unserer inneren Führung, kommunizieren mit unserem Hohen Selbst. Diese Technik hilft uns bei der Lösung von Konflikten, indem wir rasch zum Kern einer Problematik vordringen, verborgene Überzeugungen erkennen und diese leicht bearbeiten können. Beim Channeln erhalten wir Auskünfte zu unserem Lebensplan, zu unseren verborgenen Potenzialen der Selbstverwirklichung, das innere Wachstum wird unterstützt und unsere Selbstheilungskräfte aktiviert. Transformatives Channeling fördert die medialen Heilungskräfte, die wir für uns selbst und andere einsetzen können.

Alles in allem ist es ein wertvolles Instrument zur ganzheitlichen Persönlichkeitsentwicklung, zur Entfaltung unseres größt möglichen kreativen Potenzials im privaten und beruflichen Umfeld.

Die **Channeling-Intensiv-Ausbildung** ist ein von mir entwickeltes ganzheitliches Trainingsprogramm von 64 Arbeitsstunden, verteilt auf vier Wochenenden. Sie umfasst sowohl theoretische als auch praktische Ausbildungseinheiten. Elemente der Energie- und Bewusstseinsarbeit fließen gleichermaßen in diese Ausbildung ein, wie die der modernen Psychologie. Neben der Theorie bilden Einzel- und Gruppenarbeiten einen wesentlichen Schwerpunkt meiner Arbeit. Die Gruppe ist darüber hinaus aufgefordert, in den unterrichtsfreien Zeiten die Inhalte nachzuarbeiten, um den optimalen Erfolg dieser Ausbildung zu gewährleisten.

Darüber hinaus stehe ich den Kursteilnehmern für persönliche Coachings nach Absprache gerne zur Verfügung.

Die Ausbildung richtet sich an

- Jeden, der an seiner persönlichen Entwicklung arbeitet
- Menschen in Lehrberufen
- Ärzte, Therapeuten und Menschen in Pflegeberufen
- Manager und Personalverantwortliche
- Unternehmer, die ihr eigenes kreatives Potenzial u. das ihrer Mitarbeiter optimal nutzen wollen

**Seminarinhalte sind u.a.:** Zentrierung / Erdung, mentale Schallplatte abschalten, Wahrnehmungs- und Spürübungen, inneres Kind, Chakren / Aufbau eines Energiekanals, Meditation / Energielenkung, Differenzierung zwischen innerer Weisheit, Intuition und Ego, ganzheitliche Transformation von Blockaden, Manifestationsgesetze, Integration des Hohen Selbst.

Die Integration des Hohen Selbst stellt hierbei einen zentralen Pfeiler meiner Arbeit dar. Diese Initiation aus den alten Mysterienschulen versetzt uns in die Lage der Arbeit auf der so genannten „Mitschöpfer-Ebene“, wobei wir die Manifestationsgesetze aus unserer Zentrierung (im Herzen) anwenden.

**Seminarziele:** Selbsttransformation, Kommunikation mit dem Hohen Selbst in allen Zeitdimensionen, Anwendung der Manifestations-Gesetze, mediales Heilen, Erstellung eines Lebensreadings, Ablauf einer Channeling-Beratung, bodenständige Spiritualität.

In mehr als zehnjähriger Arbeit habe ich dieses Programm so ausgefeilt und konzentriert, dass sich die umfangreichen Inhalte an vier Wochenenden vollständig übermitteln lassen und von den Kursteilnehmern auch integriert werden können.

**Neue Termine:**

**Channeling-Ausbildung:**

Heidelberg: 21./22.01.+25./26.02.+25./26.03.+22./23.04.2006;

Düsseldorf: 14./15.01.+04./05.02.+04./05.03.+01./02.04.2006;

**Geistheiler-Ausbildung:** Beginn April 2006 (Jahrestraining)

BW Bank Heidelberg, Kto. Nr.: 531 481 4400, BLZ: 672 200 20

Weitere Details siehe [www.yowea.com](http://www.yowea.com)

Info/Anmeldung: Christiane Völkner (Seminarleitung) [info@yowea.com](mailto:info@yowea.com), Tel: 06221- 65 67 68

Ich freue mich auf Ihren Besuch!

P.S. Gerne führe ich diese Ausbildung auch in einer anderen Stadt durch, wenn jemand vor Ort die Organisation übernimmt. Bitte nehmen Sie Kontakt zu mir auf, wenn Sie Interesse daran haben.

Anzeige:

## **HIT®** Holistisches Intelligenz Training

ist ein einzigartiges Erfolgstraining, das von Christiane Maria Völkner speziell für Führungskräfte entwickelt wurde. Dieses Training bietet brillante Werkzeuge zur Nutzung Ihrer individuellen und universellen Potenziale. Sie erhalten einen Master-Key, mit dem Sie in jeder Situation die best mögliche Realität erschaffen können.

### **Das Konzept:**

- Integrale Persönlichkeitsentwicklung
- Intelligenz- & Kreativitätssteigerung
- Mut und Leichtigkeit
- Energie- und Körperbewusstsein
- Integration von Gegensätzen
- Auflösung innerer Begrenzungen
- Überzeugungskraft – Charisma
- Kommunikation aus dem Herzen
- Erschaffung einer positiven Realität

### **Sicheres, kompetentes Handeln aus der inneren Führung ergibt:**

- Klare Intuition
- Sichere Kommunikation
- Integriertes Körperbewusstsein

### **Das Ergebnis ist Erfolg durch:**

- Authentizität
- Leadership-Qualitäten
- Ausschöpfung aller Potenziale
- Klarheit und Kompetenz

### **Wandeln Sie Probleme in Kraftpotenziale mittels **Holistischer Intelligenz®!****

Das **Holistische Intelligenz Training - HIT®** besteht aus einem Basis-Training - zweimal vier Tage - jeweils 32 Stunden - sowie drei Einzel-Coachings.

Weitere Infos: [www.yoweiconsulting.com](http://www.yoweiconsulting.com)